

Gemeinnütziges Volksblatt.

September 1800.

I. Medizinalgesetze.

Niemand soll Schießpulver, Gifte, Arzeneyen und andere Materialien, deren Zubereitung und rechter Gebrauch besondere Kenntnisse voraussetzt, ohne ausdrückliche Erlaubniß zubereiten und verkaufen, bey Strafe der Konfiskation des Vorraths und einer Geldstrafe von zwanzig bis hundert Thalern.

Wer ohne vorher erhaltene Erlaubniß aus der Kur der Wunden oder innerlichen Krankheiten ein Gewerbe macht, soll mit Geld- oder Gefängnißstrafe belegt werden.

Wenn Zahn- und Augenärzte, Bruch- und Steinschneider, Wurzel- und Otitätskrämer, Quacksalber, Hebammen, Hirten, Schäfer, Scharfrichter und andere, die innerlich und äußerlich kuriren, dies ohne Erlaubniß der Obrigkeit und ohne Genehmigung eines approbirten Arztes thun; so sollen sie mit Gefängniß auf vierzehn Tage bis sechs Wochen bestraft werden. Treiben sie dergleichen unerlaubtes Gewerbe aus Gewinnsuche,

so leiden sie drey- bis sechsmonatliche Zuchthausstrafe. Ausländer sollen nach ausgestandener Strafe über die Grenze gebracht werden; gegen Inländer soll im Wiederholungsfall die Strafe verdoppelt und sie aus der Provinz, wo sie ihr verbotenes Handwerk treiben, verwiesen werden.

Wenn bey einer Geburt schwere Umstände sich ereignen, so ist die Hebamme schuldig, einen ordentlichen Arzt herbezurufen zu lassen. Prediger und Küster sollen von dem sträflichen Betragen einer Hebamme der Obrigkeit Anzeige machen, und die Unterlassung soll mit Geld- oder Gefängnißstrafe geahndet werden.

Wenn eine Hebamme ohne dringende Abhaltung jemandem ihre Hülfe versagt, so soll sie, wenn auch kein Schade erfolgt, willkürliche Geld- oder Gefängnißstrafe leiden. Auch darf keine Hebamme die ihr bekannte gewordenen Familiengeheimnisse bey Vermeidung einer Geldbuße von fünf bis funfzig Thalern jemandem offenbaren.

Niemand soll bey Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibesstrafe Nahrungsmittel oder Getränke, die der Gesundheit nachtheilig sind, wirklich verkaufen. Wer Nahrungsmittel auf eine der Gesundheit nachtheilige Art verfälscht, besonders sich der Bleymittel bey Getränken bedient, soll mit ein- bis dreijähriger Festungsstrafe belegt werden, und des gemißbrauchten Gewerbes verlustig seyn.

Betten, Kleider und andere Sachen, welche Personen, die an ansteckenden Krankheiten gestorben sind, zu ihrem gewöhnlichen Gebrauch gehabt haben, müssen bey Geld- oder Leibesstrafe sofort verbrannt werden. Der Verkauf solcher Sachen ist nur alsdann erlaubt, wenn ein approbirter Arzt bezeugt, daß denselben durch Anwendung der erforder-

derlichen Mittel die Gefahr der Ansteckung benuhmen worden.

Wer das Gewicht der Bettsfedern durch Bleymeiß vermehrt, soll mit ein- bis dreyjähriger Festungsstrafe belegt werden und seines Gewerbes verlustig seyn.

Kupferschmiede, welche nicht tüchtig überzinnetes Geschirre verkaufen, oder zum Ueberzinnen der Küchengeschirre einen Zusatz von Bleymeiß gebrauchen, sollen mit Konfiskation der Waare und einer Geldbuße von zehn bis zwanzig Thalern bestraft und im Wiederholungsfall ihres Meisterrechts verlustig erklärt werden.

Wer in verschlossenen Gemächern Kohlen unvorsichtig gebraucht, so daß der Dampf jemandem gefährlich werden könnte, soll, wenn auch kein Schade geschehen ist, drey bis zehn Thaler Geld- oder Gefängnißstrafe leiden.

Niemand soll gegen eine Person, deren Schwangerschaft ihm bekannt ist, Handlungen vornehmen, wodurch heftige Gemüthsbewegungen erregt zu werden pflegen. Auch diejenigen, denen das Recht der mäßigen Züchtigung zukommt, dürfen sich dessen gegen Schwangere nicht bedienen, bey Gefängniß- oder Geldstrafe.

Mütter und Ammen sollen Kinder unter zwey Jahren des Nachts nicht bey sich schlafen lassen, bey Gefängnißstrafe oder körperlicher Züchtigung.

Niemand soll geladenes Gewehr in seinem Hause verwahren, noch weniger an solche Oerter hinstellen, wo Kinder und unersahrene Leute dazu kommen können. Auch Reisende, die geladenes Gewehr bey sich führen, müssen, wenn sie in ein Haus treten, es beständig in ihrer Aufsicht haben oder den Schuß herausziehen. Gastwirthe müssen

darauf sehen, daß es geschehe, oder das Gewehr in eigene sichere Verwahrung nehmen. Wer dardwider handelt, soll mit acht bis vierzehn Tage Arrest, oder mit fünf bis zehn Thaler Geldstrafe belegt werden. Wird mit solchem Gewehr jemand beschädiget, so hat nicht nur der, welcher es führt, sondern auch der Hauswirth, der seine Pflicht nicht beobachtet hat, Gefängnißstrafe auf vier Wochen bis zu sechs Monaten zu erwarten.

Wer an gewöhnlich von Menschen besuchten Orten sich des Schießgewehrs, der Windbüchse und der Armbrust bedient, soll, wenn auch kein Schade geschehen ist, in eine Strafe von fünf bis funfzehn Thalern genommen werden.

Wer ein Thier hält, das besonders schädliche Eigenschaften hat, und nicht hinlängliche Maßregeln zur Verhütung des zu besorgenden Schadens trifft, muß selbiges sofort wegschaffen und wird um zwanzig bis fünfzig Thaler gestraft. Auch die wegen Vorbeugung der Tollheit der Hunde vorgeschriebenen Gesetze ist ein jeder bey Vermeidung von Geld- und Leibesstrafe zu beobachten verpflichtet.

Wer Hunde gegen Menschen aufhetzt, soll, wenn auch kein Schade daraus entstanden ist, mit Geld- oder Leibesstrafe belegt werden.

Wer in Straßen, auf Brücken, oder öffentlichen Plätzen schnell reitet oder fährt, soll mit zehn Thaler Geldbuße oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe belegt werden.

Wer Pferde auf öffentlichen Plätzen und Straßen, ohne die gehörige Aufsicht läßt, soll fünf bis zehn Thaler Geldstrafe oder Gefängnißstrafe leiden. Bey gleicher Strafe soll niemand in der Stadt sich der Schlitzen ohne Schellengeläute bedienen.

Wer

Wer etwas vor seinen Fenstern oder Hause ohne gehörige Befestigung aufstellt, durch dessen Herabsturz jemand beschädiget werden kann, soll fünf Thaler Strafe geben. Gleiche Strafe erhält derjenige, der Sachen, die jemandem schaden können, aus dem Fenster wirft.

Wenn jemand die ihm obliegende Unterhaltung öffentlicher Gebäude, Wege, Brücken vernachlässiget: so soll die Obrigkeit die nöthigen Reparaturen veranstalten, die Kosten aber durch Exekution von ihm betreiben lassen, und außerdem hat er eine Geldbuße von fünf bis dreßsig Thalern, oder verhältnismäßige Leibesstrafe verwirkt.

Bey allen Bauen müssen die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden, damit nicht durch das Herabfallen der Materialien jemand beschädiget werde. Die Baupläze sind mit Stangen einzufassen, um Kinder und Thiere von Betretung gefährlicher Stellen zurückzuhalten. Wer es unterläßt, soll mit Geld- oder Gefängnißstrafe belegt werden, wenn gleich kein Schade geschehen ist. Ist aber jemand an seiner Gesundheit oder an seinem Leben verletzt worden, so findet Gefängniß- oder Festungsstrafe auf einen Monat bis zwey Jahre Statt.

II. Was ist bey'm Kalben der Kühe zu beobachten?

Die Kühe gehen, wie bekante ist, vierzig Wochen trächtig; man muß daher im Kalender anmerken, wenn eine Kuh gerindert hat, um darnach abmessen zu können, wenn sie kalben muß. Nohet die Zeit des Kalbens heran, so muß man der Kuh ein bequemes Lager machen, und den zu hoch liegenden

den Mist wegschaffen, oder ihn doch gleich und gerade ziehen, und dann mit weichem reinem Stroh überstreuen. Nun ist auch nöthig, daß man oft in den Stall gehet. Sieht man, daß eine Kuh sich bald niederlegt, bald wieder aufsteht, und sich mit dem Kopfe nach dem Hinterleibe hinkehrt, um damit die eingetretenen Wehen zu bezeichnen: so kann man glauben, daß die Geburt nahe ist, und dann hat man Ursache, den Stall nicht zu verlassen. Am schlimmsten ist es, wenn die Kalbestunde gerade des Nachtes eintritt. Oft verschlafen da die Mägde die beste Zeit, oder gehen so liederlich mit dem Lichte um, daß, um einer gebährenden Kuh beizustehen, Haus und Hof abbrennt. Der Hausvater und die Hausmutter müssen daher um diese Zeit selbst wachsam seyn, die das Vieh besorgende Person aus dem Bette treiben, und dabey selbst nachsehen, was zu thun ist, und nie vergessen, eine wohl verwahrte Laterne bereit zu halten.

Wenn das Kalb seine natürliche Lage hat, und die Kuh sonst gesund ist; so geht alles gut, und man hat weiter nichts zu thun, als die Nachgeburt oder den Hamen sogleich zu entfernen, damit ihn weder die Mutter des Kalbes, noch eine in der Nähe stehende Kuh fresse und sich dadurch den Magen verderbe. Es giebt aber auch Fälle, wo eine besondere Hülfe nöthig ist; daher muß man wissen, was für Maßregeln dabey zu ergreifen sind.

1) Wenn die Kuh vor dem Kalben schon zu starke Euter hat, die ihr Schmerzen verursachen und im Gehen hinderlich sind: so muß man ihr die Milch ausziehen und die Euter selbst mit zerlassener Butter bestreichen.

2) Wenn die Nabelschnur unter dem Kalben nicht von selbst abgerissen seyn sollte; so muß man sie ordentlich ablösen.

3) Wenn die Nachgeburt oder der Hamen nicht bald, wie man wünscht und denkt, kommt; so muß man ihn ja nicht mit Gewalt herausreißen, weil man sonst sehr leicht einen Vorfall der Gebärmutter verursachen könnte. Will man hier etwas thun, so kann man sich folgenden Mittels bedienen, wovon Herr Germershausen versichert, daß er es oft wirksam und zweckdienlich gefunden habe. Man nimmt nämlich die Blätter des bekannten, in den Wäldern an den Bäumen sich hinanschlingenden, Epheus oder Wintergrüns, trocknet sie und bewahrt sie auf. Hat nun eine Kuh gefalbet, so gießt man über etwa sechs Hände voll dieser getrockneten Blätter kochendes Wasser, läßt es verkühlen, und giebt es der Kuh als einen laulichten Trank zu saufen. Da dieses Angebrühete einen sehr angenehmen Geruch hat, so nehmen es die Kühe sehr gern an, fressen auch die darin befindlichen Blätter begierig mit auf. Die langwierige Erfahrung hat den angerühmten Nutzen des Epheus, den Hamen bald abfallend zu machen, bestätigt.

4) Wenn das Kalben etwas hart hält, übrigens aber das Kalb in seiner ordentlichen Lage und mit den Vorderfüßen schon sichtbar ist; so kann man folgendermaßen helfen. Man bindet um jeden Fuß des Kalbes einen Strang von rohem Hanf oder langem Flachse, der so lang ist, daß ihn zur Noth zwey Personen halten können. Sodann gehet eine sachverständige Person zu der liegenden Kuh, und sucht aufwärts gegen den Mastdarm theils die Oeffnung zu erweitern, theils zu verhüten, daß die innern Theile der Geburtslieder nicht heraustreten.

Inzwischen bringt eine oder auch zwey Personen mit Anziehung der Flachsstränge durch einen geraden, weder ober- noch unterwärts, noch zur Seite abweichenden Zug das Kalb hervor, welches gleich geschehen ist, wenn nur erst der Kopf gewonnen worden. Hierauf ist dann nothwendig, daß man die Kuh zum Aufstehen antreibe, damit alle innere Theile wieder in ihre natürliche Lage treten.

5) Will sich etwa eine Kuh zum Kalben nicht niederlegen, so handelt man am sichersten, wenn man ihr das Kalb im Stehen abnimmt; denn wenn man sie niederwerfen wollte, könnte leicht etwas verletzt werden.

6) Sollte das Kalb vielleicht mit den Hinterfüßen oder dem Steißknochen zuerst kommen; so muß man es auch in dieser Lage abnehmen.

7) Bleibe das Kalb nach dem Zerplätzen der sogenannten Wasserblase und nach Ablauf des Wassers noch zu lange aus: so muß man mit einem mit Oel geschmierten Arm die Lage des Kalbes erforschen, und wenn solche widernatürlich ist, das Kalb zu wenden und die Lage so zu verändern suchen.

8) Wenn das Kalb krumm zusammen gewachsen, gar zu groß oder auch todt ist: so muß man, um wenigstens die Kuh zu retten, dasselbe stückweise ablösen und herausholen.

9) Wenn Zwillingeskalber kommen, welches aber ein seltener Fall ist: so treten sie gemeiniglich zugleich ein, das eine mit den Vorder- das andere mit den Hinterfüßen. Das letztere schiebt man mit einem gelinden Druck zurück, und holt es, wenn das erstere zur Welt ist, nach.

10) Wenn das Euter der Kuh nach dem Kalben so stark geschwollen ist, daß sie nicht wohl darauf liegen kann: so bestreiche man es mit zerlassener

ner Butter und gebe dem Thiere Pferdennist zu seiner Streu.

III. Von dem Nutzen des Tabaksklystiers bey dem Rindviehe.

Um einem Thiere dies Klystier bezubringen, nimmt man eine irdene Pfeife einer Viertelle lang, stopft sie nicht zu fest mit Tabak und brennt sie an. Das kranke Stück Vieh bringt man auf einen Fleck, wo durch die brennende Pfeife kein Schaden geschehen kann, und steckt das Pfeifenrohr so weit in den Mastdarm, daß der Kopf zwey Finger breit zurück bleibt. Wenn durch harten Koth die Pfeife nicht verstopft wird, so ist sie in kurzer Zeit ausgeraucht. Ich habe vielfältigen Gebrauch von dem Tabaksklystier gemacht, und will nur ein paar Beispiele anführen.

Eine Kuh, die von Natur einen kurzen Arthen hatte, besonders zur Zeit, wenn sie tragend war, war aufgetrieben, stand mit den Füßen enge zusammen und hob einen Fuß um den andern auf, woraus zu schließen war, daß sie Schmerzen und Blähungen hatte. Sie war eigentlich nicht verstopft, hatte aber in drey Tagen weder gefressen noch gesoffen, und konnte mit vieler Mühe aus dem Stall gebracht werden. Nach dem Gebrauch des Tabaksklystiers mistete sie stark, worauf sie ohne Beyhülfe wieder in den Stall gehen konnte und sogleich zu fressen anfing.

Eine andere Kuh hatte schon zwey Tage mit Kopf und Füßen ausgestreckt gelegen, und war zu einer außerordentlichen Höhe aufgetrieben. Sie wurde mit Pferden aus dem Stall gezogen, weil sie in einigen Tagen nicht zum Stehen zu bringen

gewesen war. Da diese Kuh einen schnellen beschwerlichen Athem hatte, so zog sie den Tabakrauch so stark in sich, daß er zum Maule herauskam. Sie mistete stark und konnte nach kurzer Zeit von selbst aufstehen und in den Stall gehen.

Bei einer Kuh, die zum erstenmal und zwar zu früh gekalbt hatte, blieb etwas von der Nachgeburt oder dem Hamen zurück, welches nach einigen Tagen durch Fäulniß abging. Nach zwey Monaten erkrankte diese Kuh. Daß sie verstopft seyn mußte, ergab sich daraus, daß sie beständig einen krummen hochgebogenen Rücken machte. Nach dem Gebrauch des Tabaksklysters ging ihr viel Schleim und noch etwas von dem in Fäulniß gegangenen Hamen ab. Man gab ihr noch ein Viertelsfund Glaubersalz, worauf sie völlig gesund ward.

Ein zum Mästen eingestallter Ochs hatte sich überfressen, oder wie man sagt, verstäckt. Da er in einigen Tagen nicht fraß, gab man ihm ein Tabaksklystier, worauf er bald wieder zu fressen anfang.

IV. Von den Krankheiten der Pferde.

(Beschluß.)

6) Das Monatblind heißt daher so, weil dies Uebel gewöhnlich alle vier Wochen wiederkommt. Es ist eine Entzündung, wobey die Augentlieder aufschwellen, die Augen röthlich werden und dem Pferde schmerzen. Es entsteht, wenn die wässerichten Feuchtigkeiten in den Augen stockend werden, und in ungesunden dumpfigen Ställen sind die Pferde diesem Uebel am meisten ausgesetzt. Man
 laue

kaue zuweilen Gewürznelken und hauche den Athem in das geöffnete Auge, und drücke öfters ein wenig ungesalzene Butter hinein.

Hat man aber das Uebel einreißen lassen, so ist eine andere Kur nöthig. Man setzt dem Pferde am Halse ein Haarseil und ziehet es täglich auf und nieder, giebt ihm gelinde Nahrung und viel Grünes zu fressen, purgirt es mit Glaubersalz und badet das Auge fleißig mit kaltem Wasser. Zuletzt wäscht man es mit folgendem Augenwasser: ein halb Loth weißer Vitriol in zwey Pfund reinem Brunnenwasser aufgelöset. Ein vortrefliches Mittel, die Augen der Pferde gut zu erhalten, ist, wenn man jungen Pferden, auch schon Ausgewachsenen, die Mäuse schneiden lässet. Dieses ist nicht nur für die Augen der Pferde gut, sondern vermehrt auch ihre Schönheit; aber nur wenig Schmiede verstehen es, diese Operation zu machen, ob sie gleich leicht zu lernen ist.

7) Die Seifeln, eine gefährliche Krankheit, die man den Pferden mehrentheils durch Uebertreibung bey der Arbeit, durch plößliche Erkältung, oder kaltes Saufen auf große Erhitzung selbst zuziehet. Die Speicheldrüsen an der Kehle werden hart und schwellen auf, daß sie die Kehle verschließen und das Pferd gleichsam ersticken will. Es legt und wälzt sich vor Angst, daher man glaubt, daß es das Bauchgrimmen habe.

Man muß Anfangs versuchen, die harten Drüsen zu zertheilen, aber keine Zwickzange dazu nehmen, wie die Schmiede thun. Man faßt die Drüsen mit den Fingern und reibt sie fleißig. Verliert sich dadurch die Härte, so läßt man unter der Zunge zur Ader, wäscht das Maul mit Weinessig und Salz, bläset auch Weinessig in die Ohren und rei-

reibt sie derb, wodurch der Schmerz des Pferdes sehr gemildert wird. Dabey bestreicht man täglich zweymal die Geschwulst mit folgender Salbe: Eibischsalbe vier Loth, feingestossenen Kampfer ein halb Loth, gut abgerührt. Auch bähet man sie mit Branntwein, worin Seife aufgelöst ist, und bedeckt sie mit einem Schaffell. Man kann auch am Halse ein Haarfeil setzen, und dem Pferde zwey Loth fein gestossene Spießglasleber, mit zwey Hände voll Weizenkleye gut gemischt, auf einmal als Futter geben.

Zertheilt sich die Geschwulst nicht, so muß man es zur Eiterung kommen lassen und öfters mit folgender Salbe bestreichen: Schweineschmalt, Honig, von jedem ein halb Pfund, Terpenthinöl dreysig Tropfen, wohl gemischt. Wird die Verhärtung in der Mitte weich, so öffnet man sie mit einem Messer behutsam, doch nicht tiefer, als daß man die Haut spaltet. In die Oeffnung steckt man eine Wieke von Leinwandfasern in Honig getaucht, und macht auf die Geschwulst folgenden Umschlag: Pappeln, Eibischkraut, Wollkraut, von jedem eine Hand voll, in genugsamen Wasser gekocht. Man verbindet die Oeffnung täglich viermal, nachdem man das Eiter hat auslaufen lassen, und braucht zuletzt folgendes Heilmittel: grüne Seife zwey Loth, starken Branntwein ein Pfund, Kampfer ein Loth, gut vermischt.

8) Der Schaden des Wiederhorsts. Alle Verletzungen auf dem Rückenstreife können gefährlich werden, denn die an den Spitzen knorpelichten Gebeine des Rückgrats werden leicht vom Eiter angefressen. Entstehet an dem Orte, wo sich die Schultern bewegen, eine Geschwulst, so hat man nicht lange zu säumen, auf Zertheilung derselben be-

bedacht zu seyn. Das nächste Mittel ist, fleißiges Waschen mit Urin, oder einem starken Salzwasser. Ist die Geschwulst schon zur Eiterung gekommen, so muß man sie sogleich öffnen, und zwar am untersten Theil des Schadens, so daß der Eiter leicht abfließen kann. In die Wunde steckt man eine Wieke von Flachs, mit Terpentindöl oder Honig getränkt, und führt das Pferd bey trockener Witterung in die freye Luft.

Von Vernachlässigung des Schadens entstehet der Brand, da die Haut so hart wird, wie eine Schuhsohle. Hier muß man in die abgestorbenen Theile Reiz bringen. Man brennt die verdorrte Haut so lange, bis das Thier Schmerz äußert: dadurch entzündet sich die unten liegenden lebenden Theile, stoßen die Haut ab und gehen in Eiterung über. Dann verbindet man die Wunde mit folgendem Wundwasser: Brunnenwasser ein Pfund, Kampherbrauntwein vier Loth, bey gelindem Feuer gewärmt, zwey Loth Bleyessig dazu gethan und alles gut gemengt.

9) Die Krankheiten der Füße, die sehr zahlreich sind.

a) Die Verrenkung der Glieder. Oft verrenken sich bey einem falschen Tritt oder Ausgleiten der Pferde die Glieder, welches man daran merkt, wenn das Pferd lahm geht und die Stelle aufschwillt. Man sehe, ob das Pferd bey dem Gehen merkliche Schmerzen hat, und ob in der Geschwulst Hitze ist. Ist dieses, so braucht man die Salbe von vier Loth Eibischsalbe und ein Loth fein zerstoßenem Kampher gut abgerührt, und wäscht die Geschwulst fleißig mit kaltem Wasser. Nach ein paar Tagen nimmt man die Salbe von zwey Loth grüner Seife, einem Pfund starken Brauntwein und einem Loth

Loth Kampfer, gut gemengt, reibe damit die verstauchten Theile fleißig, und das Uebel wird sich heben.

b) Die Stollbeulen sind anfangs weiter nichts, als aufgedunsene schwammichte Geschwülste, die oft von selbst wieder vergehen. Um allen bösen Folgen vorzubeugen, muß man sie gleich bey ihrem Entstehen fleißig mit eben angeführter Salbe reiben. Oft werden sie hart, entzündet sich und gehen in Eiter über. Hier öffnet die Natur die Beule selbst und man befördert dieses durch das Umschlagen von gekochten Pappeln, Eibischkraut und Wollkraut. Hat sich die Beule geöffnet, so gebraucht man dieses Reinigungsmittel: Wein ein Pfund, Honig vier Loth, gut gemengt. Endlich heilet man die Wunde mit dieser Salbe: Terpenthin ein halb Pfund, Terpenthinöl ein Loth, drey frische Eyerdotter, so lange gerührt, bis es eine gelbe Salbe wird.

c) Die Flußgallen sind Geschwülste am Sprunggelenke oder Knie, die eine wässerichte Feuchtigkeit enthalten und die freye Bewegung der Schenkel hindern. Man wasche sie mit folgendem Waschwasser: Rosmarin und Salbey, von jedem eine Hand voll, zwey Pfund warmes Wasser darauf gegossen und so lange zugedeckt stehen lassen, bis es kalt wird, und dann ein Viertelpfund Wein zugesetzt. Erfolgt keine Besserung, so fährt man mit einem glühenden Messer in kleinen abgetheilten Strichen über die Geschwulst, wodurch sich die Gefäße zusammenziehen und die ausgetretenen Feuchtigkeiten laufen aus. Nach dem Brennen reibt man Lorbeeröl ein.

Man hüte sich die Geschwulst aufzuschneiden; denn dadurch können leicht die Kapselbänder verletzt wer-

werden, die jedes Gelenke umschließen, und das Pferd kann in wenigen Tagen steif und endlich gar unbrauchbar werden.

d) Die Ueberbeine sind Beingewächse, die aus den Knochen hervordachsen und gewöhnlich von Stößen entstehen. Sie sind einfach, wenn sie nur auf einer Seite entstehen; doppelt, wenn sie auf beyden Seiten sind; zusammengelassen, wenn sie sich rückwärts, wie ein Ring, mit einander vereinigen. Die einfachen und doppelten machen das Thier nur häßlich, die zusammengelassenen aber machen es lahm. Einige brennen, andere schneiden; aber es ist vergebens. Es läßt sich wenigstens im Wachsthum aufhalten, wenn man es mit folgendem Mittel fleißig reibt. Grüne Seife zwey Loth, starker Branntwein ein Pfund, Campher ein Loth, gut vermischt.

e) Der Blut- und Wasserspat. Der Blutspat ist nichts als eine ungewöhnliche Ausdehnung der Häute, der Schenkelblutader, daher diese Ader sichtbar dicker ist. Sieht das Pferd Schmerzen daran zu erkennen, so muß man die Geschwulst ja nicht öffnen, weil daraus eine Verblutung entstehen könnte. Zur Linderung kann das Einreiben folgenden Mittels dienen: gestoßenen Maun ein Loth, das Weiße von zwey Eiern, gut gemengt.

Der Wasserspat entstehet am Kniegelenke von einer häufigen Ansammlung des Gelenkwassers. Es verliert sich wieder, wenn gleich anfangs oft mit kaltem Wasser gewaschen und folgendes Mittel eingerieben wird: Spanisches Fliegenwasser zwey Loth, Leinöl vier Loth, Terpenthin ein Loth, gemengt und zur Salbe gemacht.

f) Das Vernageln. Man erkennt es daran, wenn man mit dem Hammer rund herum gelinde
an

auf die Nägel des Hufeisens schlägt; sobald man auf den Nagel kommt, der im Fleische steckt, zuckt das Pferd. Der Nagel muß gleich herausgezogen werden, weil er sonst eine Eiterung im Hufe hervorbringt, wodurch er ganz verloren gehen kann. Ist schon eine Eiterung da, so muß das Hufeisen abgenommen, und das Pferd mit der Arbeit verschont werden. Um dem Eiter Ausfluß zu verschaffen, muß man zwischen der Sohle und der Wand eine tiefe Oeffnung machen, und diese mit Flachs in Honig oder Terpenthin getränkt, ausfüllen. Auch kann man mit dem Eiter machenden Mittel zu Hülfe kommen: Terpenthin ein halb Pfund, Terpenthinöl ein Loth, drey frische Eyerdocter, zu einer gelben Salbe gerührt. Wenn der Eiter gehörig ausgeflossen, kann man die Wunde zur Heilung mit Terpenthin verbinden.

g) Die Steingallen sind röthlich blaue oder schwarze Flecken im Fleische des Hufs, die manchmal Eiter enthalten und das Pferd hinkend machen. Der Schmied muß mit dem Wirkeisen eine Oeffnung auf den Fleck der Steingalle machen, bis das enthaltene Blut oder Eiter ausfließen kann. Die Wunde muß man mit dem Waschwasser von abgekochter Kamillen- und Gliederblüthe, wozu drey Gran Kampher kommen, reinigen, und Leinwandfasern in dem Mittel von zwey Loth grüner Seife, ein Pfund Branntwein und ein Loth Kampher getränkt darauf legen. Man wiederholt diesen Verband täglich, bis die Eiterung aufhört; alsdann braucht man dieses Mittel: feingestossenes Spangrün zwey Loth, Honig sechs Loth, zusammen in einem neuen Topf bis zum Schäumen gekocht. Das Pferd läßt man einige Tage unbeschlagen auf weichem Boden grasen.

h) Der faule Huf. Wenn Pferde in nassen Ställen stehen, so wird nicht selten der Strahl des Hufs faul; oft ist auch der Beschlag Schuld, wenn die Stollen der Hufeisen zu hoch sind. Das Eisen muß sogleich abgerissen werden; man gießt dem Pferde täglich zweymal Terpenthin auf den Strahl, bringt es auf einen trocknen Standort, und läßt, wenn es geheilt ist, ja keine Eisen mit hohen Stollen aufschlagen.

i) Die Hornklüfte sind Rissen oder Spalten im Huf, woran nur der Schmied Schuld ist. Er wirkte den Huf oft übermäßig aus, raspelt die Glasur unvernünftig weg, so daß der Huf austrocknet, sich zusammenziehet und verfestet. Auch sind manchmal die Eisen zu enge gefaßt, wodurch das Pferd erst zwanghüftig wird, und dann gar eine Hornklüft bekommt. Zeigen sich Rissen am Hufe, so muß man einen Schmied auffuchen, der einen besseren Beschlag macht, und dann den Riß fleißig mit Schweinfett schmieren, damit der Huf wieder gleiche Glasur bekommt. Ist schon eine wirkliche Hornklüft da, so muß man neben einem bessern Eisen den ganzen Huf mit Terpenthin belegen und verbinden. Wenigstens giebt es sich bey jungen Pferden nach und nach wieder.

k) Das Verböllen des Hufs entstehet vom Auftreten auf einen Stein oder harten Boden, wovon das Vieh lahme wird, und kann jede Art desselben befallen. Man macht einen Umschlag von Lehm und Eßig und erneuert ihn öfters; so wird es sich bald geben.

l) Die Läuse. Damit werden die Pferde sowohl, als alles Vieh leicht befallen, wenn sie unreinlich und in schlechtem Futter gehalten werden. Man kann die Läuse aber bald wegbringen, wenn

man die Thiere öfters striegelt und aus Schweinefett und Quecksilber eine Salbe macht, indem man beides solange rührt, bis von dem Quecksilber auf dem Boden des Gefäßes nichts mehr zu sehen ist. Dann nimmt man einen breiten Streifen wollenes Tuch, bestreicht es stark mit der Salbe und nähert es dem Thiere um den Hals. Wenn die Läuse nicht bald davon wegkommen, muß die Schmiere erneuert werden. Das Vieh muß aber hernach reinet gehalten und besser gefüttert werden, wenn keine Laus mehr haften soll.

V. Finnländische Weise, Kohl- und Rübenblätter für das Vieh einzumachen.

Das Behältniß wird auf dem Kohl- oder Rübenlande folgendermaßen fertig. Man nimmt eines Fingers dicke etwa zwey Ellen lange Schienen, oder in deren Ermangelung andere runde Hölzer, spißt und stößt sie in beliebigem, jedoch zirkelförmigem Umfange in die Erde, und befestigt sie unten, in der Mitte und oben durch dünne gedrehte Weidenruthen, indem man sie so genau als möglich zusammenslechtet. Den Boden bedeckt man mit Brettern, stellt dann einen großen Kessel auf Steine, füllt ihn halb mit Wasser an, und macht Feuer darunter. In das siedernde Wasser werden die Blätter, auch die Kohlstränke und kleinen Rüben allmählich hineingeworfen und eine kurze Zeit nur aufgewellt, sodann herausgenommen, in das Behältniß gethan und mit einer hölzernen Keule zusammen gestoßen. Hiemit wird so lange fortgefahret, bis der Vorrath alle ist. Oben werden Bretter eingepaßt und mit Steinen beschweret.

Man

Man hat noch eine andere Art die Kohlblätter einzumachen. Man bringt sie alle in einen Haufen und wirft glühende Steine hinein, um sie weich zu machen, worauf sie auf oben beschriebene Weise in das Behältniß eingestampft werden. Nach einigen Tagen siehet man einen weißen Schaum durch die Ritzen hervordringen, welches anzeigt, daß die zusammengedrückte Masse in die gehörige Gährung übergegangen ist.

Von diesem im Winter zusammengefrorenen Kohl werden nach Nothdurst Stücke mit einem Beil herausgehauen, in der Stube in Trögen aufgethauet, klein gehackt und unter das Futter der milchenden Kühe gemischt, welche es begierig fressen, viel Milch dabey geben, und sich sehr wohl dabey befinden.

VI. Von der Maulbeerbaumzucht durch Schnittlinge.

Die Erfahrung lehret, daß man alte Maulbeerbäume durch Abkappen wieder verjüngen kann, und daß der Maulbeerbaum diese Eigenschaft mit den Weiden gemein hat, daß er alsdann die schönsten neuen Schößlinge treibt, von denen man die besten stehen läßt, die dann bald wieder zu guten Aesten werden. Dies hat Anlaß gegeben zu versuchen, ob man nicht auch von Schnittlingen eben so gut Maulbeerbäume ziehen könne, als solches von den Weiden geschieht. Mehrere Versuche haben einen glücklichen Erfolg gehabt, und die gemachten Proben haben gewiesen, daß aus den Schnittlingen nach drey Jahren solche Bäume geworden sind,

die eine ansehnliche Höhe und Dicke haben und sich also mit Nutzen versehen lassen.

Will man eine Baumschule von dergleichen Schnittlingen anlegen, so ist vor allen Dingen nöthig, daß man sich einen solchen Platz dazu bereite, der zwar freye Luft und Sonne hat, aber vor den Nord- und Ostwinden, so viel als möglich, gesichert ist. Auch muß der Platz nahe bey der Wohnung seyn, um desto bequemerer Abwartung willen. Will man diesen Platz regolen, so thut man desto besser, indem das Land dadurch lockerer und das Unkraut vermindert wird. Indessen wenn das Erdreich nur nicht allzusest und lehmicht ist, so ist es schon hinlänglich, wenn man das Beet einen Fuß tief ausgegraben läßt. Die ausgegrabene Fläche füllt man drey bis vier Zoll hoch mit gutem verrotteten Dünger an, und schüttet sodann die Erde acht Zoll hoch wieder darüber, die übrige aber schafft man bey Seite. Die Erde, die auf den Dünger gebracht wird, muß locker und mürbe seyn, oder man muß sie allenfalls mit Holzerde vermengen. Diese Zubereitung des Landes scheint zwar mühsam, und erfordert auch vielen Dünger: allein es ist billig, daß man dem Lande etwas gebe, wenn es etwas tragen soll. Haben die jungen Bäume gute Nahrung, so treiben sie desto hurtiger, und gelangen dadurch eher zu solcher Festigkeit, daß sie der Kälte widerstehen können. Denn so lange die Bäume klein sind, leiden sie am meisten vom Froste; man muß also desto mehr dafür sorgen, daß sie sobald als möglich in die Höhe kommen.

Ist nun das Land also zubereitet, so schneide man ohngefähr in der Hälfte des Aprils so viele Reiser von gut gewachsenen Maulbeerbäumen, als man nöthig hat. Es müssen aber diese Reiser jährige

rige Schößlinge seyn, so lang als man sie nur bekommen kann. Je dicker sie am untern Ende sind, desto besser und brauchbarer sind sie; die besten sind die, welche die Dicke eines kleinen Fingers haben. Diejenigen, die an der Mittagsseite des Baums gewachsen sind, ziehet man billig den andern vor. Man nimmet sie so hoch aus dem Baume als möglich, beschneidet die Spitzen so weit, als nöthig ist, und läßt sie einen Tag unter freyem Himmel liegen, ehe man sie einsetzt; damit ihr Saft sich etwas vermindere, weil sie auf die Art gleichsam hungrig werden, und die Nahrung aus der Erde desto besser an sich ziehen.

Bev der Verpflanzung siehet man vor allen Dingen dahin, daß die Schnittlinge in gerader Linie zu stehen kommen, damit man sie desto bequemer vom Unkraut reinigen, und bey erfolgtem Wachsthum gehörig an die Latten heften kann. Man pflanzet sie einen guten Fuß weit aus einander, und läßt den Raum zwischen den Reihen anderthalb Fuß breit. In den Reihen sezt man sie übers Kreuz, damit die Kronen einander in der Folge nicht hindern. Ehe man sie sezt, ist es dienlich, sie vorher am untern Ende etwa einen Zoll lang mit einem Kreuzschnitte aufzuspalten, doch so, daß kein Auge dadurch verletzt wird. Der Saft in der Erde kann sich auf die Art füglich mit dem in den Reifern vereinigen. Man pflanzt sie sodann mit ausgebreiteten Spalten drey bis vier Zoll tief in das Land, so, daß ein oder ein paar Augen mit in die Erde kommen, aus welchen die Wurzeln entspringen. Man kann sie deswegen auch etwas tiefer sezen, nur müssen sie nicht in den Mist kommen.

Bev der nun folgenden Abwartung sind zwey Dinge unumgänglich nöthig. Erstlich müssen die

gepflanzten Keiser anfänglich so oft als nöthig, sobald aber die Augen ausschlagen und den ganzen Sommer hindurch fleißig mit fließendem, oder von der Sonne bereits erwärmtem Wasser begossen werden. Zweytens muß das Unkraut öfters mit der Koflhacke weggenommen werden, doch ohne die Keiser zu beschädigen.

Die meisten von diesen Keisern werden im Anfange des Junius zu treiben anfangen, und nur wenige verspäten sich bis Johannis, und schlagen erst mit dem zweyten Triebe aus. Im ersten Jahre kann man nicht viel von ihnen verlangen, weil sie sich einwurzeln müssen; doch pflegen die meisten einen Schuh hoch und darüber zu treiben.

Im ersten Winter muß man sie vor der Kälte möglichst in Acht nehmen; doch ist es nicht gut, daß man sie, da sie hernach in freyer Luft in den Plantagen stehen sollen, in ihrer Jugend verzärtelt, welches geschehen würde, wenn man sie mit Stroh umwinden wollte. Bey stark anhaltendem Froste kann man zu mehrerer Sicherheit einige Bunde Stroh handhoch darzwischen streuen, damit der Frost nicht tief in die Erde dringen kann: die Spitzen werden ihnen entweder gar nicht oder doch nicht weit herunter verfrieren.

Im folgenden Frühjahre ist es Zeit, die Bäumchen zu beschneiden und von allen Seitenschößlingen zu entledigen; auch schneidet man das etwa an der Spitze vom Froste beschädigte weg. Dann stößt man an den beiden Enden einer jeden Linie starke Stangen in die Erde, an welche man andere Stangen quer durch befestigt, so hoch als nöthig ist. An diese Querstangen bindet man die Bäumchen mit Bast oder gelben Weiden an. Wenn sie hernach höher wachsen, werden noch mehrere Quer-

stan-

stangen an die Pfähle angenagelt. Das Begießen muß im zweyten Sommer fleißig wiederholt werden, so werden die meisten bis auf fünf Fuß hoch treiben, und auch in der Dicke merklich zunehmen; man kann ihnen auch gegen Johannis wieder die Seitenschößlinge abnehmen, welches beym zweyten Triebe sehr hilft.

Im folgenden Frühjahre muß man nun schon dahin sehen, wie man ihnen eine gute Krone ziehet, die aber um des nochmaligen bequemeren Ablaubens willen, nicht allzuhoch von der Erde seyn muß. In diesem Jahre nehmen sie in der Dicke und Länge so zu, daß sie um Johannis schon Daumens dick im Stamme und sieben bis acht Fuß mit der Krone hoch seyn können. Bleiben einige zurück, so werden sie, wenn sie im folgenden Jahre durch das Versehen der größern Platz bekommen, das Versäumte nachholen.

Bev der Verpflanzung dieser Maulbeerbäume hat man sich in Acht zu nehmen, daß man nicht gar zu zeitig mit ihnen aus der Baumschule wegeile. Setzt man den Baum in die Plantage, so kommt er gleichsam in die Fremde; man lasse ihm also Zeit, daß er zu seiner rechten Dicke komme, so kann er hernach schon eher etwas ausstehen. Weil diese Bäume in einem fetten Lande gestanden haben, so ist es auch billig, daß man ihnen bey dem Versetzen, welches am süglichsten im Anfange des Aprils geschieht, gleichsam ein gutes Futter mitgebe, auch im ersten Jahre das nöthige Begießen nicht verabsäume, ingleichen sie mit Beschneiden gehörig abwartet, damit ihre Zweige nicht unordentlich durch einander wachsen. Es versteht sich von selbst, daß der zu versetzende Baum an Wurzeln und Zweigen gehörig beschnitten und an einer Seite

gezeichnet werde, damit man ihn so sehen könne, wie er gestanden hat. Kann man Rasen haben, so wirft man mehrere Stücke umgekehrt in die Grube, so daß der Boden ganz damit bedeckt wird. Dann schüttet man guten kurzen Dünger darauf, und über denselben so viel gute mürbe Erde, als nöthig ist. Nun setzt man den Baum ein, bedeckt die Wurzel mit guter Erde, die man nach und nach festtritt, bis die Grube voll ist.

Beym Mangel des Regens müssen die verpflanzten Bäume ein paar Tage nachher zum erstenmal und zwar Vormittags begossen werden. Hernach muß solches, so oft es nöthig ist, wiederholt werden, nur daß es bey warmer Wetter gegen Abend geschehe. Weil aber das Begießen in den Plantagen viel Umstände und Mühe erfordert, so schaffe man viel Moos aus den Wäldern an, und bedecke damit die Fläche um den Baum herum, sobald das Wasser eingezogen ist. Dieses hat den Nutzen, daß die Sonnenhitze die Feuchtigkeit nicht sogleich wieder wegnehmen kann, so daß der Baum sich bey trockener Witterung wohl acht Tage unter dem Moose halten kann. Erfolgt ein gelinder Regen, so hindert ihn das Moos nicht durchzudringen; erfolgt aber anhaltende Nässe, so muß man es bey Seite schaffen, damit die Wurzel nicht mit zu vieler Feuchtigkeit überladen werde. Das Beschneiden kann geschehen zu der Zeit, da man Seidenwürmer hat, um das abgeschnittene Laub für dieselben zu nutzen. Ueberhaupt ist es gut, den jungen Bäumen das Laub für die Seidenwürmer nicht durch Pflücken und Abstreifen der Zweige, wodurch sie gemeiniglich sehr beschädigt werden, sondern durch den Schnitt zu nehmen. Man schneidet inwendig alle überflüssige Zweige heraus, um dem Baum
eine

eine kesselförmige Gestalt zu geben, und stuzt die vorjährigen Schößlinge auf zwey bis vier Augen ein. Auf die Art bekommt man eine Menge Blätter, ohne dem Baume zu schaden, und kann im künftigen Jahre statt eines zwey bis vier Schößlinge einstußen, kann auch den Baum alle Jahre belauben, ohne ihn ruhen zu lassen.

Das sich auf oben beschriebene Art auch gute Maulbeerhecken anlegen lassen, ist leicht einzusehen. Man mache einen Graben einen Fuß breit und einen Spaten tief, werfe etwas Dünger hinein, fülle ihn mit mürber Erde, und stecke die Schnittlinge einen Fuß von einander, aber kreuzweise, in gehöriger Tiefe hinein. Wenn man nun die Keiser fleißig begießt und vom Unkraut rein hält, so wird daraus eine recht schöne Hecke entstehen, und die wenigen ausbleibenden Keiser können im folgenden Jahre ersetzt werden.

Es ist offenbar, daß man auf diese Weise weit eher zum Zweck kommen kann, als wenn man die Maulbeerbäume aus ihrem Samen ziehet. Man hat dabey den Vortheil, schöne glatte und gerade Stämme zu bekommen, weil die glatten und geraden Keiser an sich schon einen guten Anfsatz zu einem geraden Stamm haben. Ueberdies wenn nur die Keiser von großblättrigen Stämmen genommen sind, so bekommen sie gleich im ersten Jahre eben solche schöne große Blätter, die von derselben Farbe und Stärke sind; dagegen die aus dem Samen erzeugten Bäume öfters kleine und hellgrüne dünne Blätter haben, die nur erst mit den Jahren dunkler und stärker werden, und die, wenn man sie gleich anfangs nutzen will, den Wärmern leicht die gelbe Sucht verursachen können.

VII. Wie man gehörig melken muß.

Es möchte vielleicht unerheblich scheinen, hier vom Melken zu handeln; allein nichts ist unerheblich, was wichtige Folgen haben kann. Das Melken ist in der That eine Kleinigkeit und eine sehr leichte Sache; allein so leicht sie ist, so wenig versteht man sie oft. Man überläßt dies Geschäfte den Mägden, deren die wenigsten einiges Nachdenken brauchen, und der Wirth und die Wirthin bekümmern sich oft nicht darum, ob es recht verrichtet wird, oder nicht.

Daß der Milcheimer müsse reinlich gehalten und billig zu nichts anderm gebraucht werden sollte, und daß die Euter der zu melkenden Kühe zuvor rein abgewaschen werden müssen, sind Dinge, die sich von selbst verstehen, die aber von nachlässigen Mägden oft verabsäumt werden, wenn die Hausfrau nicht ein wachsames Auge darauf hat. Wenn das Melken mit Bedacht geschiehet, so ist es für die Kuh eine Erleichterung und angenehme Empfindung; aber es kann so verrichtet werden, daß es ein Schmerz und eine Quaal für dieselbe wird. Die Menge der Milch in dem Euter ist eine Last und Bürde für die Kuh, und sie will derselben gern entledigt seyn. Wenn dieses aber auf eine unsanfte Art geschiehet, und die Zitzen hart angefaßt und gedrückt werden, und ihr dies also mehr Schmerz verursacht, als die Last der Milch; so ist es kein Wunder, wenn sie nicht still stehen und das Melken nicht leiden will: wenn sie hingegen sanft und gelinde gemolken wird, so wird die Entledigung der Milch nicht nur eine Erleichterung der Last für die Kuh, sondern sie empfindet auch ein Ver-

Bergnügen. Der harten und groben Behandlung hat man es zuzuschreiben, wenn eine Kuh bey dem Melken nicht stehen will, sich ungebärdig hat, und wohl gar schlägt. Nun fängt die Magd an zu fluchen, zu toben und darauf loszuprügeln, wodurch aber das Uebel nur ärger gemacht, und eine solche Kuh auf beständig verdorben wird. Dann schreyet man wohl über Hererey und braucht abergläubische und thörichte Mittel, die nichts helfen. Die Magd gehe nur immer sanft mit der Kuh um, streichete sie zuweilen und verursache ihr durch hartes Anfassen des Euters keinen Schmerz, so wird sie gewiß still stehen und sich ruhig melken lassen, weil sie eine angenehme Empfindung hat, indem sie von der Last der sie stechenden Milch befreyet wird.

Wenn die Milchmagd ihre Arbeit anfängt, muß sie sich nicht gleich fest hinsetzen, oder den Milcheimer auf die Erde stellen. Die Kühe stehen im Anfange oft unruhig, stehen aber hernach still genug, wenn die Milch eine kurze Zeit willig geflossen ist. Darauf muß sie wohl Acht haben; sonst ist die Milch, die sie schon bekommen hat, in Gefahr, und der geringste Stoß der Kuh mit dem Fuße wirft den Eimer um. Wenn sie anfängt zu melken, muß sie die Zitzen sanft anfassen und niederstreichen, sie auch von Zeit zu Zeit mit Milch befeuchten, um sie biegsam und weich zu machen; dadurch werden sie weit bequemer werden, sich anfassen zu lassen und die Milch leichter von sich geben. Steht nun gleich die Kuh ruhig, so muß die Milchmagd doch noch immer auf ihrer Hut seyn, denn die Kuh kann erschrecken und zurückfahren. Sie muß daher auf alle ihre Bewegungen Acht geben und die Hände auf den Eimer legen, damit sie ihn gleich wegneh-

men

men könne, weil sonst der Eimer leicht umgestoßen werden, und die Milch verloren gehen kann. Sind nun die Zigen geschmeidig, und steht die Kuh geduldig, so kann die Magd sie dreist ziehen und anstrengen, und so lange melken, als nur ein Tropfen Milch kommen will.

Dieser letzte Punkt ist von großer Wichtigkeit. Das schlimmste, was man bey dem Melken thun kann, ist, daß man nicht rein ausmilcht. Wenn es auch weiter nichts wäre, als der Verlust so vieler Milch, als in dem halb ausgemolknen Euter bleibt, so würde das schon erheblich seyn; denn es könnte bey vielen Kühen in einem Jahre sehr viel Verlust von dem Ertrage der Milch ausmachen, so daß man von vier Kühen vielleicht die Milch von einer Kuh verlöre. Der größte Schaden aber, den man davon hat, wenn nicht rein ausgemolken wird, ist der, daß die Kühe weit eher austrocknen und desto länger trocken stehen. Dies geht ganz natürlich zu. Denn wenn die Euter ausgeleert sind, so giebt die Natur immer einen neuen Zuschuß, es mag nun mit dem Munde oder mit der Hand ausgeleert werden; sobald aber nicht mehr ausgezogen wird, so hört der Zuschuß auf. Wird das Euter völlig ledig gemacht, so giebt die Natur immer einen völligen Zuschuß; wenn es aber nur halb geschieht, so ist der Zuschuß nicht mehr so frey und stark.

Wenn daher die Hausfrau nicht gewiß versichert ist, daß ihre Magd hierin ihre Pflicht treulich beobachtet, und dies dürste wohl nur selten der Fall seyn; so muß sie sich in diesem Stück nicht gänzlich auf dieselbe verlassen, sondern von Zeit zu Zeit auf sie Acht geben, wenn sie melkt, und selbst versuchen, ob sie ganz rein ausgemolken hat.

Vor-

Vornehmlich wird sie dies zu beobachten haben, wenn sie eine neue Magd bekommt, die sie noch nicht kennt.

VIII. Die braven Soldaten.

In dem bayerischen Kriege 1778 hatten die Bauern in einem böhmischen Dorfe auf die Preußen gefeuert. Nach dem gewöhnlichen Kriegsgebrauch wird ein solches Dorf geplündert und angezündet. Ein menschenfreundlicher Prinz aber, der die preussische Armee kommandirte, milderte die Strafe so weit, daß das Dorf nicht geplündert, sondern nur darin fouragirt werden sollte. Ein Kürassierregiment wurde beordert, die Fourage abzuholen.

Ein Trupp von Kürassieren fiel in ein Bauerhaus, belud seine Pferde mit Fourage, und fing hernach an zu plündern, wozu doch keine Ordre gegeben war. Einer unter ihnen widersehte sich diesem Unwesen und sprach: Kameraden! thut das nicht! Dazu haben wir keine Ordre. Denkt doch menschlich! Ihr seyd ja keine Barbaren, Türken und Heiden. Das bißchen Fourage verschmerzen die Leute noch wohl; nehmen wir ihnen aber Wäsche, Kleider und Hausgeräthe, so sind sie verloren. Er wurde ausgelacht. Sein Herz aber war so voll von Unwillen, daß er von neuem anfing: Liebe Kameraden, bedenkt doch einmal, wie uns das gefallen würde, wenn man mit unsern Weibern und Kindern so umgehen wollte. Laßt doch den armen Leuten das Nothwendigste: wir sind keine Kroaten und Panduren.

Doch er predigte tauben Ohren; sie fuhren fort zu plündern. Dadurch wurde der gute Mann so
auf.

aufgebracht, daß er den Säbel zog und sagte: Laßt ihr es nicht bleiben; so habt ihr es mit mir zu thun, und noch diesen Abend zeige ich es an. Ihr zwingt mich, an euch zum Verräther zu werden. Dies machte Eindruck, so daß sie alles den Leuten wiedergaben, was sie geplündert hatten.

Als sie zurückkamen, erfuhr der kommandirende General etwas von dieser Begebenheit. Er ließ den braven Kerl rufen und sagte: Sage mir aufrichtig, wie ist es bey der Jouragierung hergegangen? Der Kürassier erzählte alles ehrlich, doch ohne jemand zu nennen. Darauf sagte der General: du hast als ein braver Mann gehandelt. Das ist des Königs Wille nicht, mit den armen Unterthanen zu kriegem. Sage mir aber, wer waren die Unmenschen, die doch plünderten? — Ach, Herr General! ich bin Ihnen allen Gehorsam schuldig; aber damit verschonen Sie mich. Es ist ja alles wieder zurückgegeben. Sie wissen, im Kriege geht es nicht immer so ordentlich zu. Lassen Sie es gut seyn! — Nun braver Kerl, da hast du einen Thaler, und so dir ein Unfall begegnet, so halte dich an mich.

Die wahre Herzhaftigkeit bestehet nicht nur darin, daß man die Gefahr verachtet und ihr getrost entgegen gehet, sondern auch darin, daß man Schmerzen geduldig ertragen kann. Von dieser Herzhaftigkeit legte ein gemeiner preussischer Soldat nach der Schlacht bey Lowosiß eine schöne Probe ab. Als nämlich die verwundeten Preußen verbunden wurden, fand man einen Soldaten, dem ein Bein abgeschossen war. Dieser hatte noch einen jüngern Bruder bey eben demselben Regiment, welcher ebenfalls verwundet war. Als der Wundarzt sich dem ältern Bruder näherte, um sein Bein zu ver-

verbinden, so sagte derselbe: verbindet zuerst meinen Bruder, denn der kann noch dienen; ich bin doch ein Invalide. Der Wundarzt stellte ihm vor, daß sein Schaden viel gefährlicher wäre, als die Wunde seines Bruders, und daß er sich also zuerst verbinden lassen müßte, weil er sonst leicht sein Leben verlieren könne; sein Bruder aber wäre nur durch den Arm geschossen. Gut! antwortete er, eben deswegen verbindet zuerst meinen Bruder, der kann noch Dienste thun. Gelassen ertrug er seine großen Schmerzen und ließ sich nicht eher verbinden, als bis er sahe, daß sein Bruder verbunden und außer Gefahr war.

Ein sächsischer Dragoner, Namens Böhmer, erhielt in dem jetzigen französischen Kriege, in der Schlacht bey Bezar, den 15ten Junius 1796, wo die Kaiserlichen und Sachsen unter dem Erzherzog Karl die Franzosen besiegten, zwey und zwanzig und zum Theil sehr schwere Wunden. Man wollte ihm deswegen den Abschied und einen Gnadengehalt geben; allein er nahm ihn nicht an, sondern sagte, er wollte eben so, wie seine Kameraden, seinem Landesvater noch länger dienen und seinen letzten Tropfen Blut für ihn vergießen. Er bekam zur Belohnung seiner Tapferkeit eine Ehrenmünze, worauf die Worte standen: Verdienst ums Vaterland. Anfangs wollte er sie nicht annehmen, sondern sagte, sein Kopf wäre Ehrenmünze genug; und hierin hatte er Recht, denn man sah an demselben die Narben vieler Säbelhiebe. Im Winter 1796 war zu Dresden in dem Hause eines Geheimen Raths eine vornehme Gesellschaft zu einem Ball versammelt. Mitten unter der Lustbarkeit trat der Herr des Hauses ins Zimmer und führte den braven Böhmer an der Hand in die Gesellschaft,

damit er einige Belohnung seiner Rechtschaffenheit erhalten möchte. Er erzählte der Gesellschaft vom Böhmers Thaten und Tapferkeit, gab ihm öffentlich einen herzlichen Kuß und nannte ihn seinen braven Bruder. Die Gesellschaft legte sogleich Geld zusammen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk. Er stammelte nur wenige Worte des Danks und der Freude; am meisten freuete er sich darüber, daß seine alte arme Mutter noch lebte, und daß er nun im Stande war, sie mit etwas zu unterstützen.

Auch unter den Kosaken, die wegen ihrer Barbarey und Grausamkeit ziemlich bekannt sind, giebt es noch gute Leute. In siebenjährigen Kriege waren bey der russischen Armee, die in die preussischen Länder eindrang, viele Kosaken, welche viele Grausamkeiten verübten, Städte und Dörfer plünderten und verwüsteten, und Menschen, sogar kleine unschuldige Kinder umbrachten. Ein Kosak kam damals in ein Dorf in Pommern. Er ging in ein kleines ganz verfallenes Häuschen, und fand darin einen armen Mann mit seiner Frau, die eben ins Kindbett gekommen war. Diese Leute waren in der größten Noth; ihr Haus war ausgeplündert und alles Vieh fortgetrieben; die Frau war schwach, der Säugling lag ohne Erquickung und der Mann konnte beyden nicht helfen, weil keine Nahrungsmittel mehr im Hause waren.

Dem guten Kosaken jammerte das Elend der häßlosen Familie. Sein Auge schwamm in Thränen, er sahe die Noth, und sein mitleidiges Herz war sogleich bereit, Gutes zu thun, und Barmherzigkeit auszuüben. Er nahm das Kind in seine Arme, küßte es und versprach der Mutter durch Zeichen seinen Schutz; denn er war großmüthig genug,
auch

auch Feindes Noth zu fühlen. Er wärtete selbst etliche Tage lang das Kind mit großer Sorgfalt, und theilte der armen Familie von dem Seinigen mit, um ihren Hunger zu stillen. Einst kam ein Schwarm Kosaken in das Haus, und wollte plündern; allein der Beschützer des Hauses nahm das kleine Kind auf seine Arme, ging ihnen entgegen, und stellte ihnen vor, was für ein großes Verbrechen sie begehen würden, wenn sie mit schwachen und unbewaffneten Menschen so grausam verfahren wollten. Dadurch erweichte er ihre Herzen, daß sie wieder abzogen, ohne den guten Leuten das geringste Leid zuzufügen. Der edle Mann blieb so lange der Beschützer des Hauses, bis die Preußen sich wieder näherten. Jetzt mußte er abziehen, und mit Thränen schied er von der armen Familie, die er beschützte und erhalten hatte, besonders aber von dem kleinen Kinde, das er verpflegt hatte.

Als im März 1784 alle Flüsse vom Schneewasser sehr angeschwollen waren, so wurde auch zu Melnick in Böhmen ein Hof, der an einem Flusse stand, plötzlich in der Nacht so überschwemmt, daß 130 Stück Rindvieh an ihren Krippen ertranken. Hier und zwanzig Menschen, die auf dem Hofe wohnten, und im Schlafe von der Wasserfluth überfallen wurden, retteten sich fast ganz nackt, so wie sie aus dem Bette sprangen, auf die Dächer. Hier mußten sie bey kalter Witterung, ohne Kleider, ohne Nahrung und in beständiger Todesgefahr acht und vierzig Stunden sitzen. Kein Schiffer wollte es wagen, ihnen zu Hülfe zu kommen, weil das Wasser mit ungeheuern Eisstücken fast ganz bedeckt war, welche sehr schnell fortschossen. Es schien beynähe unmöglich, mit einem zerbrechlichen Kahn durchzukommen. Da standen nun viele hun-

dert Menschen, sahen die Unglücklichen in der Gefahr, und konnten sie doch nicht retten. Unter den Zuschauern befanden sich auch viele ungarische Husaren von dem Regiment Wurmser, welches sich im Kriege so berühmt gemacht hat. Der Oberstlieutenant von Meszaros von diesem Regimente kam auch dazu, und redete die Husaren an: Nun, brave Ungarn, zeigt jetzt einmal, daß ihr nicht nur tapfer im Kriege, sondern auch herzhafte und großmüthig im Frieden seyd. Wer von euch hat das Herz diesen verlassenen vier und zwanzig Menschen zu Hülf zu kommen? Sogleich erbieten sich drey Mann, sprangen in einen Kahn und arbeiteten sich so muthig und vorsichtig durch die Eisschollen hindurch, daß sie nach und nach alle vier und zwanzig Personen vor den Augen aller Zuschauer glücklich nach Melnik brachten.

IX. Kennzeichen der Reife des Getreides.

Es sollte wohl billig ein allgemeiner Grundsatz seyn, daß man die gehörige Reife des Getreides beobachten, und nicht eher, als bis man davon vollkommen überzeugt ist, den Anfang mit der Erndte machen müsse. Die Körner eines nicht völlig reif gewordenen Getreides sind nicht nur zum Gebrauch weniger tauglich, sondern es bleibt auch bey dem Ausdrusche eine Menge derselben im Stroh sitzen, die man, aller angewandten Mühe ohnerachtet, nicht herausbringen kann. Dennoch handelt der Landmann bey uns diesem Grundsatz häufig zuwider, und fängt öfters an, sein Getreide zu mähen, wenn es noch grün ist, wie ich noch bey der letzten Erndte an einigen Orten zu beobachten Gelegenheit

Gelegenheit gehabt habe. Freylich muß mancher arme Bauer aus Noth seine Erndte vor der Zeit anfangen, weil es ihm am Brode fehlt, und er muß das unreife Korn im Backofen dörren, um es mahlen lassen zu können. Einem solchen dürstigen Wirthte sollte man das benöthigte Brodkorn vorschiesßen, oder ihm nur gestatten, einen kleinen Strich seines Getreides abzumähen, ohne daß die andern gleich nachfolgen dürften. Oft aber geschieht es auch ohne Noth, daß man die Zeit der Reife nicht abwartet. Es darf nur in einem Dorfe ein Unverständiger mit der Sense heraustragen, so folgen die übrigen nach, und da hilft kein Steuern und Wehren. In der Württembergischen Landesordnung wird verordnet, daß niemand sein Getreide eher anfangen soll zu schneiden, es seyn denn die Felder zuvor durch die Verordneten besichtigt und die Früchte zeitig erkannt worden. Wie nützlich und nöthig wäre eine solche obrigkeitliche Verordnung auch bey uns.

Die Reife des Kornes kann nach keiner gewissen Zeit bestimmt werden, indem sowohl die verschiedene Witterung, als auch die Verschiedenheit des Ackers einen sehr großen Unterschied macht. Ein gutes Frühjahr und warmer Sommer beschleuniget die Reife des Getreides, so wie ein kaltes Frühjahr und kühle Sommerwitterung es oft um acht bis vierzehn Tage zurückhält, wie solches im vorigen Jahre der Fall bey uns war. So gelangt auch das Getreide in einem warmen und hochliegenden Boden viel eher zur Reife, als in einem kalten tiefliegenden. Aus diesem Grunde fällt bey Frankfurt an der Oder die Erndte wohl vierzehn Tage eher als im Havellande, gemeiniglich auf Margarethen ein.

Die bloße bleiche und gelbe Farbe des Strohes ist auch kein hinreichendes Merkmal der Reife. Wenn gegen die Erndtezeit sehr heißes Wetter einfällt, so pflegt das Feld in wenigen Tagen seiner grünen Farbe beraubt zu werden und zu erbleichen, daß man das Getreide dem äußern Anschein nach für vollkommen reif halten sollte; bey genauer Prüfung aber findet man das Gegentheil.

Das erste sichere Merkmal, woran die Vollständigkeit der Körner erkannt werden kann, ist dies, wenn die Körner nicht mehr milchartig und so weich sind, daß sie sich mit den Fingern zerdrücken lassen. Sie müssen schon so erhärtet seyn, daß man sie mit den Zähnen, ohne daß sie sich breit drücken, gerade durchbeißen kann. Körner, die noch weich sind, kann man nicht vor vollständig erachten. Man tröstet sich zwar damit, daß sie durch das Liegen auf dem Schwaden werden trocken und hart werden. Es geschieht zwar; allein sie schrumpeln zusammen, verlieren dadurch offenbar an ihrer natürlichen Größe, Gewicht und innerlichen Güte, und geben bey dem Mahlen viel Kleie und wenig Mehl.

Ein zweytes sicheres Merkmal von der völligen Reife der Getreidekörner ist, wenn sie sich in den Hülsen, womit sie umschlossen sind, zu lösen anfangen. So lange man sie nur noch durch Reiben losbekommen kann, hat man immer noch Ursache, an ihrer Reife zu zweifeln. Wenn aber bey einem mäßigen Schwenken oder Aufschlagen einige Körner aus der Aehre springen, so ist es Zeit zur Erndte zu schreiten.

Jedoch müssen die angegebenen beyden Merkmale mit einer gewissen Ueberlegung angewandt werden, und man muß in der Sache weder zu viel, noch

noch zu wenig thun. Die Körner in den Aehren werden nicht zugleich reif. Die in den Spizen erlangen, weil sie von der Sonne am meisten getroffen werden können, zuerst die zur gehörigen Reife erforderlichen Kennzeichen. Die in der Mitte folgen ihnen bald nach, die unten am Halme befindlichen aber sind die letzten. Wollte man nun, sobald man bey den Körnern in den Spizen eine gewisse Härte und Ablösen der Hülsen antrifft, gleich den Schluß auf die gehörige Reife der ganzen Aehre machen, so würde man sich irren. Die Körner müssen in der ganzen Aehre sich zu lösen anfangen, wenn auch gleich einige noch etwas weich, jedoch nicht milchartig sind. Beobachtet man dieses nicht, so werden die Körner im untern Theil der Aehre dergestalt in den Hülsen eintrocknen, daß man sie beym Dröscheln durch keine Gewalt aus dem Stroh bekommen kann. Will man aber warten, bis alle Körner zu einem gleichen Grade der Reife gelangt sind, so läuft man Gefahr, unter den vielen Erndtegeschäften einen gar zu großen Verlust an Körnern zu leiden.

Keine Frucht ist bey ihrem Reifen so vieler Gefahr ausgesetzt, als die Gerste. Wird sie überreif, so gehen gleich ganze Aehren verloren. Das übelste dabey ist, daß es mit ihrer Zeitigung so schnell zugehet, daß man sich öfters durch eine Versäumniß von 24 Stunden großen Schaden thun kann. Ein heißer Sonnenschein kann machen, daß die in der Reife stehende Gerste an den Aehren einknicket, und ein einziger starker Windstoß kann ein ganzes Gerstefeld verheeren. Bey dieser doppelten Gefahr hat man Ursache mit der Gerstenerndte sehr behutsam umzugehen. Man muß die Gerste nicht mähen, so lange die Körner milchartig sind, aber man muß

auch nicht ihre äußerste Reife abwarten. Nach der gemeinen Bauerregel muß man die Gerste in dem Gelbreifen (Geelreepen), wenn die Halme gelb werden, anbauen. Haben gleich die Körner noch nicht die gehörige Härte erlangt, so haben sie doch bereits das milchartige Wesen verloren, so daß man nicht mehr ein allzustarkes Eintrocknen befürchten darf. Sehr oft ist die Gerste zwiewüchsig, so daß ein Theil völlig reif, der andere noch ganz grün ist. Da gemeinlich die zuerst reif gewordene Gerste den größten Theil ausmacht, und auch diese Körner jederzeit die besten sind; so muß man keinen Anstand nehmen, diese in Sicherheit zu bringen, obgleich die grünen nur zum Ackerkorn taugen. Bey dem Hafer müssen die Körner in den Hülfsen sich wenigstens zu lösen anfangen, weil sonst ein großer Theil im Stroh sitzen bleibt. Man läßt deswegen den nicht reif gemäheten Hafer viele Tage auf den Schwaden liegen; es bleiben aber nicht selten die Hälfte der Körner auf dem Felde liegen, und oft wird bey anhaltendem Regen der Hafer schwarz, dumpflicht und zum Samen unbrauchbar.

X. Von Vertilgung der Waldraupe.

Die Wald- oder Kienraupe (*Phalaena Bombyx Monacha*), die vor einigen Jahren so große Verwüstungen in unsern Nadelhölzern angerichtet hat, zeigt sich diesen Sommer in denselben wieder in großer Menge, und es ist sehr zu besorgen, daß sie sich vermehren und unsern Wäldern das Garaus machen könne. Es sind, wo nicht zur gänzlichen Vertilgung, doch zur Verminderung dieses verderblichen Insekts, viele Vorschläge gethan worden, die aber

aber bey genauer Prüfung theils nicht anwendbar, theils unzuweckmäßig und fruchtlos befunden werden. Herr Professor Leonhardi in Leipzig hat die besten Vorschläge zur Vertilgung dieser Raupe, ingleichen ein erprobtes Rettungsmittel gegen das Absterben der von dem Raupenfraße getroffenen Nadelholzreviere bekannt gemacht, welches letztere bey uns noch zum wenigsten Theile bekannt ist. Da gewiß die Wohlfahrt des Vaterlandes auf der Erhaltung unserer Wälder großentheils mit beruhet; so wollen wir diese Vorschläge hier mittheilen, so wie sie sich in den Anzeigen der Leipziger Oekon. Societät von der Michaelismesse 1798 befinden.

„Obschon in den meisten naturhistorischen Beschreibungen angezeigt wird, daß diese vielkräftige Spinnerraupe im Julius bloß auf den Zweigen zwischen den Nadeln sich verpuppen; so habe ich doch oft eine Menge Verpuppungen auch im Moose und auf den zur Erde gefallenem Nadeln gefunden, aus welchen binnen vier- und drey Wochen die Spinnfalter entschlüpfen, die zu Ende des Julius und im Anfange des Augusts ihre Eyer legen.“

„Aus diesen Ethern kriechen bey günstiger Witterung nach drey Wochen die Raupen der zweyten Brut aus, welche auf der Erde, vorzüglich im Moose an den Heidelbeer- und Heidelkrautwurzeln überwintern und im März des folgenden Jahres die neuen Verwüstungen und Fortpflanzungen verursachen. Bisweilen überwintert diese Raupenbrut auch in den Ethern, wovon jedoch nur die, welche wegen der Nachstellungen der Vögel und anderer Insekten gut durch den Winter kommen, im März junge Raupen entschlüpfen lassen.“

„Diese natürliche Lebensart hat mich völlig überzeugt, daß außer unserm natürlichen Gehülfen,

den Schneemonen und andern Insekten und den Vögeln, vorzüglich den Staaren, Kernbeißern, Meisen und andern Singvögeln, die daher durch öffentliche geschärfte Befehle in Schuß genommen werden müßten, noch vorzüglich das Streuharken und Streusammeln ein Hauptvertilgungsmittel ist, wodurch wir sowohl diese schädliche Raupe, als auch eine Menge anderer auf der Erde verborgen liegender Puppen, Eyer und Raupen zerstören können. Denn durch das Streusammeln in den bereits abgefressenen und auch in den angrenzenden, aber noch nicht angegriffenen Revieren wird

1) mit einem male, ohne vergeblichen Kostenaufwand, der ganze Raupenstamm größtentheils vertilget; diese Vertilgungsart gereicht auch

2) den Landwirthen, welchen es in waldigten Gegenden ohnehin am Einstreustroh fehlt, noch obendrein zum größten Vortheile, und ist mithin weit besser, als das vorgeschlagene Verbrennen der Waldstreu aus den angegriffenen Revieren.“

„Ich weiß zwar wohl, daß mehrere Forstschriststeller und Forstmänner, größtentheils Theoretiker, das Streusammeln als höchst nachtheilig für die Forsten ausgeben, und auch mit einigen scheinbaren Gründen zu unterstützen suchen, aber nichts desto weniger bin ich mit den besten praktischen Forstmännern überzeugt, daß das Streusammeln in jeder Rücksicht nicht nur für die Forsten, sondern auch für die Landwirthe waldigter Gegenden, eine wahre Wohlthat sey, wenn es nach vernünftigen Forstwirtschaftsgrundsätzen betrieben wird. Von diesen Grundsätzen muß man doch in gegenwärtigem Nothfalle eine Ausnahme machen, und alle von Raupen angegriffenen Reviere zugleich mit einem male von der Streu befreuen. Allein hier

hier ist das bloße Zusammenrechen nicht hinreichend, sondern fünf bis sechs an einem Orte in gehöriger Entfernung von einander gestellte Arbeiter müssen in den im Ganzen angegriffenen Revieren vorher alles Moos, Heidelbeer- und Heidelkrautstöcke, nebst ihren Wurzeln nach und nach strichweise mit der Streuhacke, oder breiten Krauthacke, wenigstens einen Zoll tief, loshacken, worauf andere Arbeiter diese losgehackte Streu, nebst den herabfallenden Nadeln und dem Insektenurthe, zusammenhäufen, und die Pflanze mit Besen glatt kehren, damit alles auf die ihnen sogleich folgenden Wagen aufgeladen und aus dem Walde geschafft werden könne.“

„Die Ursache, warum ich auch die angrenzenden Strecken der von Raupen noch nicht angegriffenen Dörter mit zum Streuhacken bestimme, ist, weil aus den von den Raupen abgestressenen Revieren, wegen nicht genugsamer Nadelbedeckung des Bodens, viele Raupen in die angrenzenden Dörter kriechen, um dort ein desto sichereres Winterlager zu haben. Wenn diese Reviere geschont würden, so könnte man sicher auf die Fortdauer des Raupenstrafes rechnen, und die verschontgebliebenen werden im Frühjahre sowohl, als die etwa wiederum Nadel treibenden Bäume in den abgestressenen Dörtern, auf das neue den Raupen zur Nahrung dienen müssen.“

„Bey diesem in der That großem Unglück, hat mich nichts mehr geschmerzt, als die Wahnehmung, daß man die von Raupen angestressenen Dörter, wovon der größte Theil erst halbwüchsig und noch jünger ist, ohne Vorurtheiligkeit, zum größten Nachtheil der Waldbesitzer und der künftigen Staatsbürger abtreibt, weil man behauptet, daß

sie sonst abstarben, den Borkenkäfer anlockten, und die jetzige, freylich sehr geringe Benutzung, alsdann ganz verloren ginge. Allein diese Maxregeln haben mich um so mehr in Bewunderung gesetzt, da es ein jedem nur einigermaßen aufmerksamen Baumgärtner bekanntes, allgemein erprobtes Rettungsmittel gegen das Absterben der von dem Raupenfraße getroffenen Nadelholzreviere giebt. Dieses Mittel ist das Aufreißen oder Aufschließen der Rinde, in der Gärtnersprache Aderlassen genannt, welches theils bey zu vollsaftigen, theils bey erfrorenen, theils bey den von Raupen abgestressenen Obst- und andern Bäumen mit dem größten und gewissensten Vortheil vorgenommen wird.“

„Die Ursache des Absterbens der von dem Raupenfraße getroffenen Nadelhölzer ist: die zu starke Anhäufung und Stockung des Safts, welcher nach abgefressenen Nadeln theils nicht ausdünsten, theils nicht seinen regelmäßigen Rücklauf in die saftigen Theile des Baums nehmen kann. Daher muß der Saft dieser Bäume wegen zu großer Anhäufung, die Fasern eben so, wie bey dem Froste geschieht, zersprengen, dann im Marke, Splinte und in der Rinde in Fäulniß übergehen, und endlich das Absterben des Baums verursachen. Da sonst nun gerade diese jungen Nadelhölzer, welche bey regelmäßiger Forstwirthschaft nie zum Harzreißen genommen werden dürfen, eine sehr reiche Harzausbeute geben, so ist es kaum begreiflich, warum man die von dem Raupenfraße getroffenen Oerter nicht durch das Harzreißen zu retten gesucht hat, welches aber nach andern Grundsätzen zu betreiben ist, die ich gleich mittheilen will.“

Der Bewegungsgrund des Harzreißens ist nicht Gewinn des Harzes, sondern Rettung der abgefressenen Nadelhölzer vom Absterben. Dies kann der Forstmann bewirken,

1) wenn er die Einschnitte nicht breiter als zwey Zoll und nicht länger als acht Schuhe macht, hoch oben am Gipfel anfängt, zwischen jedem Einschnitte die Rinde zwey bis vier Fuß ganz läßt, und mit den Einschnitten bis an die Wurzel herunter fortfährt.

2) Muß man die Einschnitte nur abwechselnd um den Baum herum auf der Mitternachts-, Abend- und Morgenseite, nicht aber auf der Mittagsseite machen, weil hier der Stamm zu viel Saft verliert, und die Wunde nicht wieder verwachsen würde. Auch auf der Morgenseite sind die Einschnitte bloß im geschlossenen Stande zu machen, und nicht am Rande, weil die Morgenwinde eben so stark austrocknen, als die Sonnenhitze auf der Mittagsseite.

3) Diese Einschnitte müssen sogleich im ersten Jahre, wo die Raupen die Bäume angreifen, vorgenommen werden. Dies bewirkt die Rettung des Baums um so gewisser, und befördert zugleich einigermaßen den Untergang einer Menge Raupen, indem sie theils vor der Zeit sich einspinnen, theils verhungern, weil ihnen die Nadeln, wegen des aus den Einschnitten fließenden Harzes zu trocken werden, und die Raupen selbst nicht gern an andere Nahrungsmittel gehen.

4) Die Einschnitte selbst dürfen durchaus keine Spuren im Splinte zeigen, sondern nur bis auf die Safthaut gehen, weil sonst die Wunde schwer und häufig gar nicht zuwächst.

5) Damit das Verwachsen der Wunde um so gewisser erfolgen könne, muß der Einschnitt nach unten

unten hin spitzig zulaufen, weil alles Verwachsen der Baumwunden von oben herab durch den Rücklauf des Safts bewirkt wird; z. B. wenn der Einschnitt oben zwey Zoll Breite hat, so darf er unten nur einen, höchstens anderthalb Zoll breit seyn.

6) „Bey dem Harzscharren selbst hat man endlich noch die besondere Vorsicht zu beobachten, daß es nicht später als bis zu Ende Julius, und zwar nur zweymal im Sommer dergestalt geschiehet, daß der Splint dadurch nicht wund und rauh gekrazt wird.“

Dieses vorgeschlagene Rettungsmittel, sowohl als das Streuharken, welches von dem Ende des Oktobers an, bis zu Ende des Februars geschehen muß, habe ich in meiner Jugend in der Oberlausitz theils oft ausüben gesehen, theils von 1784 an noch öfterer an allen durch Frost und Raupenfraß beschädigten Gartenbäumen mit dem glücklichsten Erfolge ausgeübt: denn an Nadelhölzern dies zu thun, fehlte es mir an Gelegenheit. Hätte ich auch nur entfernt mutmaßen können, daß man diese ganz einfachen Rettungsmittel entweder vorseßlich vernachlässigen, oder aus Unwissenheit unterlassen sollte, gewiß ich würde diese Vorschläge schon vor zwey Jahren gethan haben.

Von den natürlichen Gehülfsen sind die Vögel bey der Nonnenraupe gerade die unnützigsten, weil sie dieselbe theils gar nicht, theils nur in geringer Anzahl anrühren. Wirksamer aber sind die verschiedenen Arten von Mücken und Fliegen, die Raupentödter (Ichneumon) und Wespen, und am wirksamsten die großen Ameisen, deren Hezung in Nadelholzwaldungen vorzüglich anbefohlen, so wie ihre Vertilgung durch das Auffuchen der Larven, oder sogenannten Eyer, zur Vogelsütterung und

durch

durch das damit verbundene Zerstoren ihrer Wohnungen auf das strengste verhindert werden sollte.

XI. Ueber die Brenndle und die Lampen.

Man bedient sich in sehr vielen Haushaltungen zur Erleuchtung der Lampen statt der Lichter; und es ist gewiß, daß man dadurch ein ansehnliches erspart. Denn man hat durch angestellte Versuche gefunden, daß ein gegossenes Licht von reinem Hammeltalg, das $3\frac{1}{2}$ Loth wog, 6 Stunden und 29 Minuten brannte; dagegen eine Lampe, deren Loche von gleicher Dicke und Beschaffenheit war, mit einem Loth Rüböl 3 Stunden 9 Minuten brannte.

So verschieden auch die Lampen eingerichtet sind, so kommen sie alle darin überein, daß ein in einem Gefäße befindlicher Loche durch ein Oel oder ein weicherer Fett die nöthige Nahrung erhält. Sie müssen von solcher Beschaffenheit seyn, daß sie das Oel nicht ausschwitzen und sich reinlich halten lassen; daß der Oelvortrag, so weit als möglich von der Flamme entfernt sey; daß sie den Schein nicht verhindern, sondern so viel als möglich verbreiten; daß der Loche mehr schräg als aufwärts stehe, seine Spitze nicht weit über die Oberfläche des Oels erhaben sey, und wenn er in einer Röhre liegt, er sie nie ganz ausfülle.

Die Loche zu den Lampen werden meistens aus Baumwolle gemacht, und man giebt ihnen, um sie mehr sparsam brennend zu machen, mancherley Zubereitungen. Wenn man einen Loche in Wasser einweicht, und ihn dann so stark ausdrückt, daß er nur noch etwas feucht bleibt, so brennt

Brennt das Oel sparsamer, aber der Schein ist dunkler. Wenn man in Wasser so viel Salz auflöset, als sich auflösen will, den Locht darin einweicht, und ihn hernach trocknet; so brennt das Oel ohne merkliche Abnahme der Helligkeit etwas länger, und man hat die Erfahrung gemacht, daß zwey Loth Baumöl mit einem uneingeweichten Locht sechs Stunden, mit einem eingeweichten aber sieben Stunden brannten. Lochte, die in Brauntwein, worin Kampher aufgelöset ist, eingeweicht werden, brennen heller als gewöhnlich.

Die Oele, die man gewöhnlich zum Brennen anwendet, sind von verschiedener Güte. Durch Versuche hat man gefunden, daß bey völlig gleichen Lochten ein Loth Baumöl 2 Stunden 46 Minuten, Rübol 3 Stunden 9 Minuten, Sonnenblumenöl 3 Stunden 32 Minuten, und Rohnöl 3 Stunden 57 Minuten brannte. Bey diesen Versuchen zeigte sich, daß die Flamme von dem Rübol- und Sonnenblumenöl stark, von dem Rohnöl wenig und von dem Baumöl gar nicht rauchte. Leinöl und Thran brennen so lange als Rübol; Thran raucht weniger, Leinöl mehr als das Rübol.

Man hat verschiedene Mittel, das Oel zuzurichten, daß es länger und ohne Dampf und übeln Geruch brenne. Man nimmet mit Salz gesättigtes Wasser, gießt gleich viel Oel dazu, und schüttet beydes in einer gut verstopften Flasche durch einander, läßt es eine Zeitlang ruhig stehen, und gießt dann das gereinigte Oel von dem Salzwasser ab. Das Oel brennt dadurch viel ratsamer, und es wird auch aller der Gesundheit nachtheilige Dampf und Rauch verhütet.

Oder: Man vermische mit einem Pfunde unreinen Baumöls zwey Quentchen ungelöschten fein

gestoßenen Kalk, schüttelt es durch einander, und läßt das Gemische einige Tage stehen, bis das Öl ganz hell ist, und der Kalk sich mit den Unreinigkeiten zu Boden gesetzt hat. Das Öl brennt so sparsam, daß man auf sechs Stunden eine halbe gewinnt. Bey einem Pfunde Rübdöl oder Thran gewinnt man mit drey Quentchen Kalk und bey Leinöl mit $3\frac{1}{2}$ Quentchen auf acht Stunden eine Stunde.

Wenn man unter ein Pfund des so zubereiteten Oels $1\frac{1}{2}$ Loth guten Brauntwein mischt, so giebt die Lampe eine hellere und größere Flamme, ohne an dem sparsamen Brennen etwas zu verlieren.

Von den Oelen, die zum Brennen bestimmt sind, ist überhaupt noch zu merken, daß frische Oele mehr als solche rauchen, die schon einige Zeit gestanden sind; daß die Oele, die schon eine Zeit lang ruhig aufbehalten worden, auch um etwas länger brennen, als die frischen Oele; und daß kalt geschlagenes Öl im Brennen nicht so sehr dampft, als warm geschlagenes.

Die Beschwerlichkeit des Rauchs von Lichtern und Lampen in den Wohnstuben kann dadurch abgewandt werden, daß man über dem Lichte, einen in Wasser eingeweichten und hernach wieder ausgedrückten Schwamm hoch genug aufhängt, daß ihn die Flamme des Lichtes nicht ergreifen kann; er ziehet allen Dampf an sich.

XII. Preisaufgabe.

Es gehen jährlich ansehnliche Summen für Speise- und Brennöl aus dem Lande, welche füglich zurückbehalten werden könnten, da es uns an mancherley Samen nicht fehlt, woraus theils wohl- schmeckendes, dem Olivenöl gleichkommendes Speiseöl, theils gutes Brennöl bereitet werden kann. Eine jede ländliche Haushaltung könnte mit leichter Mühe so viele Oelpflanzen anbauen und so viel Oelsamen gewinnen, daß sie davon nicht nur den eigenen Bedarf an Speise- und Brennöl, sondern auch wohl etwas zum Verlaufe erzielen könnte. Dazu aber wird eine brauchbare Hand- presse erfordert, woran es bisher mangelt. Die Märkische Oel-ökonomische Gesellschaft wünscht diese für das Vaterland allerdings wichtige Sache zu befördern, und bestimmt daher demjenigen einen Preis von zwanzig Thalern, der die brauchbarste und nicht mit allzu großen Kosten anzuschaffende Handöl- presse angeben, verfertigen und bis zum 1sten April 1801 an die Deputation der Oeko- nomischen Gesellschaft zu Potsdam übersenden wird. Bey ihrer nächsten allgemeinen Frühjahrsver- sammlung wird die Gesellschaft, nach vorhergegan- gener Prüfung und Beurtheilung der sachverständigen Mitglieder, derjenigen Oel- presse, welche ihrem Zweck am besten entspricht, den Preis zu- erkennen.
